

Vorwort

Soziale Ungleichheit ist das Anathema der Soziologie. Spätestens seit Rousseaus „Entdeckung“ der natürlichen Gleichheit aller Menschen in seinem berühmten „Diskurs über die Ungleichheit unter den Menschen“ (1755), seit der Französischen Revolution von 1789 und ihrem Wertekanon von „Freiheit“, „Gleichheit“ und „Brüderlichkeit“ und seit der Verheißung einer egalitären Gesellschaft durch Marx und Engels im „Kommunistischen Manifest“ (1848) steht das Programm der Gleichheit auf der politischen Tagesordnung. Alle Menschen sollten gleiche Rechte, ein gleiches Maß an Versorgung und eine gleiche Behandlung erfahren – so lautet die normative Idealvorstellung seither. Die Realität in Gestalt einer „Klassengesellschaft“ hingegen, die sich im Zuge der Industrialisierung und der Heraufkunft des Kapitalismus herausbildet, wird zum Inbegriff von Unfreiheit, Ungleichheit und Unbrüderlichkeit und gilt als Ausdruck von Unterdrückung, Ausbeutung und Entfremdung. Die Soziologie, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als universitäres Fach etabliert, gerät als „Gesellschaftswissenschaft“ mitten hinein in diese sozialen und politischen Auseinandersetzungen. Häufig wurden damals „Socialismus“, „Sociologie“ und „Sociale Frage“ ebenso in eins gesetzt, wie heute zuweilen „Feminismus“, „Frauenforschung“ und „Frauenfrage“. Es wundert deshalb wenig, dass das Skandalon der sozialen Ungleichheit gleichermaßen zum zentralen und bevorzugten Forschungsproblem und die Forderung nach der Beseitigung sozialer Ungleichverteilungen und Ungerechtigkeiten zum moralischen Katechismus dieser neuen Disziplin avanciert. Noch heute hat das Thema „Ungleichheit“ nichts von seiner Faszination verloren, wie die Prominenz der Sozialstrukturanalyse in der Soziologie bezeugt. Vor dem Horizont einer fraglosen „Kultur der Gleichheit“, die sich dem Ziel eines Ausgleichs der gesellschaftlich verursachten Ausstattungsunterschiede verschrieben hat, wiegen die bitteren Erfahrungen mit einer Klassengesellschaft um so schwerer, weshalb sich die Soziologie zu einem minutiösen Studium sozialer Ungleichheiten verpflichtet fühlt; wer soziale Ungleichheit erforscht und dokumentiert, leistet gleichsam einen wissenschaftlichen Beitrag zur sozialen Gerechtigkeit.

Zudem stiftet dieser überragend wichtige Gegenstand der neuen, um ihre Eigenständigkeit als universitäres Fach ringenden Wissenschaft eine konstitutive Identität. Diese findet ihren Ausdruck nicht zuletzt in dem so genannten „Paradigma strukturierter sozialer Ungleichheit“, das ein gesellschaftstheoretisches Forschungsprogramm umreißt und zentrale Felder der Gesellschaftsanalyse abdeckt. Forschungen, die im Rahmen dieses Paradigmas angesiedelt sind, verfolgen fünf Prinzipien: erstens das *Strukturprinzip*, das der Gesellschaft ihre Gestalt – d.h. ihre Sozial- und Klassenstruktur – verleiht; zweitens das *Gruppenbildungsprinzip*, demzufolge sich aus ungleichen sozialen Lagen von Menschen Klassen mit ähnlichen oder gleichgerichteten Interessen formen; drittens das *Konfliktprinzip*, denn die ungleiche Verfügungsgewalt über knappe und begehrte Ressourcen zeichnet

die zentralen Konfliktlinien einer Gesellschaft vor; viertens das *Verhaltensprinzip*, welches betont, dass sich Gruppen und Klassen durch ähnliche Handlungsweisen auszeichnen – vom politischen Verhalten bis hin zum Konsum-, Freizeit- und Lebensstil; und fünftens das *Entwicklungsprinzip*, denn die mit sozialer Ungleichheit und Klassen verbundene Konfliktdynamik sagt viel über Verlauf und Richtung des gesellschaftlichen Wandels aus. Geboren aus der historischen Erfahrung, aus der Spannung zwischen dem Wert der Gleichheit und der Realität von Ungleichheit, findet die Soziologie mit Hilfe dieses paradigmatischen Prinzipienkatalogs zu ihrem ureigensten Gegenstand: Ungleichheitsanalyse ist Gesellschaftsanalyse. Und nicht nur das, die normative Forderung nach Aufhebung sozialer Ungleichheit stellt auch ihren (zumeist impliziten) moralischen Katechismus dar; Soziologen sind dementsprechend zumindest latente advokatorische Repräsentanten des Egalitarismus. Soziale Ungleichheit gilt ihnen per se als ungerecht, sozialer Gleichheit dagegen haftet das Gütesiegel einer unfehlbaren Gerechtigkeitsvermutung an. Auch wenn, wie die neuere Gerechtigkeitsforschung zeigt, diese Identifizierung von Gleichheit und Gerechtigkeit bzw. Ungleichheit und Ungerechtigkeit an einen „primitiven Egalitarismus“ (Michael Walzer) erinnert, so bleibt diese normative Hintergrundannahme doch Maßstab und Gradmesser, den die Soziologie anlegt, um die Diskrepanz zwischen dem Ideal der Gleichheit und der Realität von Ungleichheit zu beurteilen.

Die Schlüsselfrage sozialer Ungleichheitsanalyse lautet von jeher: „Wer bekommt was, wie und warum?“ Das *Wer* verweist auf Akteure und Gruppierungen wie Kasten, Eliten, Stände, Klassen oder soziale Schichten, die die Einheiten der Ungleichheitsanalyse darstellen. Die Frage nach dem *Was* richtet sich auf die zentralen Lebenschancen und Ressourcen, die verteilt werden. „Soziale Ungleichheiten“, verstanden als bewertete soziale Unterschiede, die Ungleichartigkeit oder Heterogenität in Ungleichwertigkeit und somit handlungsrelevante Ausstattungsunterschiede transformieren, resultieren stets aus der Verteilung von Gütern und Ressourcen, die den Mitgliedern einer Gesellschaft als wertvoll und daher erstrebenswert gelten. Wertvoll ist, was knapp, nicht beliebig vermehrbar und aufgrund irreduzibler Nachfrage hart umkämpft ist wie Leistungszuwendungen und Verbrauchs- bzw. Positions- und Statusgüter. In der menschlichen Geschichte drehten sich die sozialen Auseinandersetzungen regelmäßig um diese ungleichheitsstiftenden ökonomischen, politisch-militärischen und kulturell-religiösen Ressourcen: Der Hauptsache nach also um materiellen Wohlstand in unterschiedlichster Form (Land, Vieh, Geldvermögen, aber auch um den Zugang zu natürlichen Ressourcen); damit verbunden um Macht und Herrschaft inklusive der zu deren Durchsetzung und Stabilisierung benötigten Gewaltmittel; darüber hinaus um Bildung und Wissen und endlich um Ehre und Prestige in Gestalt von Ansehen und Anerkennung und den daraus resultierenden Chancen, das Handeln anderer zu beeinflussen. Der Besitz oder Nicht-Besitz derartiger Ressourcen und Verfügungsrechte entscheidet über Besser- oder Schlechterstellung, Höher- oder Tieferstellung bzw. Bevorrechtigung und Benachteiligung in einer Gesellschaft. Die

Frage nach dem *Wie* hingegen zielt auf den Prozess der Verteilung selbst, auf seinen Verlauf und seine Gestaltung; hierbei kann man einen Mikro- von einem Makroaspekt unterscheiden: Im ersten Fall geht es darum, wie bestimmte Akteure auf spezifische soziale Positionen und in bestimmte, mit unterschiedlichen Rechten und Möglichkeiten ausgestatteten soziale Stellungen gelangen – die betreffenden Prozesse werden mit Hilfe von Modellen sozialer Mobilität erforscht; im anderen Fall stehen – damit zusammenhängend – die Institutionen und deren jeweiliger Beitrag zur Produktion und Reproduktion von Verteilungsstrukturen und der damit verbundenen Effekte sozialer Ungleichheit im Vordergrund des theoretischen Interesses. Forschungsleitende Fragen sind dabei etwa: Wie beeinflusst das Bildungs- das Beschäftigungssystem – welche Rolle spielt das Qualifikationsniveau für den Erwerb eines begehrten Berufes? Wie spielen Markt als primäre und Sozialstaat als sekundäre Verteilungsagentur im Distributionsprozess zusammen? Stehen bei dem „Mikro-Wie“ also Akteure und ihr individueller Leistungs-, Berufs- und Karriereerfolg im Mittelpunkt der Forschung, bezieht sich das „Makro-Wie“ auf das verteilungsrelevante institutionelle Arrangement einer Gesellschaft. Geht es im ersten Fall um die Allokation von Menschen, interessieren im zweiten Fall die Verteilungswirkungen von Institutionen. Abschließend spricht das *Warum* die theoretischen Ansätze in der Soziologie an, welche die Ursachen und Mechanismen erforschen, mit deren Hilfe sich Entstehung, Stabilisierung und Wandel der Verteilungs- und Ungleichheitsstrukturen erklären lassen.

Seit Rousseau und Marx hat sich freilich der Charakter unserer westlichen Gesellschaften verändert. Sicher, das ökonomische Spiel ist immer noch kapitalistisch, das politische Spiel weiterhin demokratisch und das kulturelle Spiel individualistisch. Jedoch haben seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit seinem Nachkriegsboom wachsender Wohlstand, gestiegene Realeinkommen, höhere Bildung und mehr Freizeit für immer weitere Bevölkerungskreise das ehemals wirkmächtige Bild von der Klassengesellschaft verblassen lassen. An seine Stelle ist das Leitbild einer egalitären Staatsbürgergesellschaft (T.H. Marshall) getreten, in der jeder Bürger und jede Bürgerin von der Ausdehnung rechtlicher Gleichheit (Gleichheit vor dem Gesetz), politischer Gleichheit (Wahlrecht für die erwachsene Bevölkerung), sozialer Gleichheit (Ausbau des Sozialstaates) und kultureller Gleichheit (Bildung und Qualifikation für alle) profitiert. Zwar bestehen trotz der Umschichtungsfolgen zweier Weltkriege und trotz einer forcierten Umverteilungspolitik in der zweiten Nachkriegszeit massive Erwerbs- und Vermögensungleichheiten fort, aber zugleich hat der rasante Zuwachs des Lebensstandards und der Lebensqualität zumindest den Charakter sozialer Ungleichheit in den westlichen Gesellschaften zu Beginn des 21. Jahrhunderts verändert. Aus der ehemaligen „Knappheitsungleichheit“ ist eine „Reichtumsungleichheit“ geworden. So gilt ein Sozialhilfeempfänger in den westlichen Industriegesellschaften nach offizieller Einschätzung als „arm“ oder „verarmungsanfällig“, im Vergleich zum Gros der Menschheit hingegen muss er als ausgesprochen „reich“ und „zivilisiert“ betrachtet werden. Daneben hat zumindest die bundesrepublikanische Soziologie

in dem Maße, in dem alte Klassen- und Schichtenmodelle an theoretischer und empirischer Überzeugungskraft eingebüßt haben, so genannte „neue“ soziale Un-

gleichheiten entstehen, geben die klassischen Dimensionen der Einkommensver-

Problemstellung mit einem richtungweisenden theoretischen Ansatz, einer raffinierten Methode und einer einschlägigen empirischen Analyse sowie einer anspruchsvollen intellektuellen, zeitdiagnostisch wirksamen Reflexion zu kombinieren vermochten – oder doch zumindest mit einem oder mehreren dieser Kriterien in Kombination. So umfasst das Lexikon die maßgebenden theoretischen Ansätze, Richtungen und „Schulen“ mit ihren basalen Konzepten und Modellen; ferner die erinnerungswürdigen empirischen Studien in diesem Bereich; und schließlich Publikationen, die in besonders überzeugender Weise erklärungs-wichtige, die weitere Forschung beflügelnde Thesen, Theoreme und Mechanismen der Produktion sozialer Ungleichheit herausarbeiten konnten, auch wenn – wie bei de Tocquevilles Studien über die französische Revolution und die amerikanische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts – deren Titel prima facie gar keinen direkten Hinweis auf das Problem sozialer Ungleichheit enthalten.

Trotz dieser eindeutigen Kriterienliste muss auch eine noch so sorgfältige Auswahl schmerzliche Lücken lassen. So hat der Aufschwung der Frauenforschung im letzten Vierteljahrhundert „gender“ zu einer der wichtigsten Kategorien sozialer Ungleichheit werden lassen; dennoch haben wir uns auf die Aufnahme einiger weniger und richtungweisender Beiträge beschränken müssen, sonst wäre unser Unternehmen zu einem „Gender-Lexikon“ geworden. Ähnliches gilt für die Kategorie der „Ethnizität“, die in dem Maße an Bedeutung gewinnt, in dem im Gefolge einer immer umfangreicher werdenden Immigration aus den westlichen homogenen Nationalstaaten plurikulturelle Gebilde entstehen. So hat in den Vereinigten Staaten „Rasse“ „Klasse“ als theoretische und praktisch wichtige Leitkategorie schon längst ersetzt. Auch hier haben wir zu dem Kompromiss gegriffen, einige wenige einschlägige Werke aufzunehmen, ohne den Anspruch zu erheben, dem Phänomen der Ethnizität voll Genüge tun zu können. „Soziale Ungleichheit“ und „politische Macht“ wurden in den Sozialwissenschaften seit jeher zusammen behandelt, wie das kontinuierliche Studium von Eliten ebenso beweist wie die in jüngster Zeit auflebende soziologische Kriegsforschung. Auch in diesem Falle haben wir es bei den klassischen Werken bewenden lassen, ohne die zeitgenössische Kriegs- und Elitenforschung repräsentieren zu wollen. Dasselbe gilt für das weite, mittlerweile unübersichtlich gewordene Feld der Publikationen, die wohlfahrts- und sozialstaatlichen Fragestellungen gewidmet sind. Der Sozialstaat als gleichheits- und ungleichheitserzeugende Instanz ist in den letzten Jahrzehnten zu einem Hauptforschungszweig in den Sozialwissenschaften avanciert, der alleine deshalb nicht verdorren wird, weil er dem Urteil seiner Verteidiger folgend vor immer neuen „Herausforderungen“ steht. Auch hier erfolgte die Beschränkung auf einige bedeutsame Werke, um den Rahmen des Lexikons nicht zu sprengen. Zudem haben wir systematisch davon abgesehen, neuere und neueste Veröffentlichungen aufzunehmen, selbst wenn sie schon heute als einflussreich angesehen werden. Gleiches gilt für wirkungsgeschichtlich bedeutsame Essays und Sammelbände zur Ungleichheitsforschung. Eine der wenigen Ausnahmen stellt Georg Simmels Kurzesay „Rosen. Eine soziale Hypothese“ dar, denn selten hat eine

knappe und prägnante Fabel die Unaufhörlichkeit des Kampfes um den Egalitarismus besser illustriert, zieht doch selbst die asymptotische Annäherung an das Ziel der Gleichheit nur die um so hysterischere Skandalisierung der Restungleichheiten nach sich. Als weitere Ausnahme haben wir den wichtigen Aufsatz von K. Davis und W.E. Moore zur Funktionalistischen Schichtungstheorie aufgenommen, weil die Auseinandersetzung mit dieser Arbeit die Schichtungs- und Ungleichheitsdebatte nach ihrem Erscheinen im Jahre 1948 fast 30 Jahre lang befruchtet, ja dominiert hat.

Aus unserer Sicht sollte das Lexikon für Laien und Spezialisten vier Funktionen gleichermaßen erfüllen: eine *dokumentarische Funktion*, indem es dem Nutzer als Nachschlagewerk und Informationsquelle ermöglicht, auf den bisher erreichten Wissens- und Erkenntnisstand zur Ungleichheitsforschung zuzugreifen; eine *empirische Funktion* insoweit, als wir darauf zählen, dass der Leser anhand der einschlägigen Studien und Analysen viel über die Tatsachen und Daten sozialer Ungleichheit erfahren kann; zudem eine *methodische Funktion*, die darauf abzielt, einen Einblick in die Werkstatt der Soziologie zu geben und das Handwerkszeug, also die Mittel und Wege zur Ungleichheitsanalyse, vorzustellen; abschließend eine *kodifikatorische und/oder innovative Funktion*, denn die Zusammenschau erlaubt einen Überblick, der zur theoretischen Systematisierung und zur analytischen Weiterentwicklung von Theorien und Mechanismen sozialer Ungleichheit gleichermaßen anregen sollte.

Wir möchten allen Kolleginnen und Kollegen danken, die sich mit Rat und Tat an diesem Projekt beteiligt haben; vor allem natürlich den Autorinnen und Autoren des Lexikons, die sich die Beschränkungen des Umfangs ihrer Beiträge und deren redaktionelle Vereinheitlichung ohne Klagen haben gefallen lassen. Unser Dank gilt auch nachdrücklich dem Westdeutschen Verlag, vor allem Gerd Nollmann und Annette Kirsch, die das Unternehmen angeregt und mit viel Geduld verfolgt und betreut haben. Und endlich richtet sich unser ganz persönlicher Dank an Michael Karg, Jürgen Mackert, Steffen Sigmund, Jochen Steinbicker und Christian Schmidt-Wellenburg, die sich redaktionell an diesem Unternehmen beteiligt haben.

Was lange währt, wird am Ende hoffentlich gut oder doch zumindest nützlich.
Wenn es die Neugier wecken und zur Lektüre der Hauptwerke sozialer Ungleich-